

Der Lehrer

Disziplin oder Angst: Dreissig Jahre nach der Matur beschäftigt ein Lehrer seine Schüler immer noch. Weshalb?

von Christian Schmidt

Im Februar traf ich meine ehemalige Klassenkollegin N. A. in der S 7 auf dem Weg nach Zürich. Wir brauchten einige Sekunden, um uns wieder zu erkennen; schliesslich waren drei Jahrzehnte vergangen, seit wir das Pult in der hintersten Reihe geteilt hatten. Aber dann genügten wenige Sätze, um sogleich zum einstigen Dauerthema zurückzufinden: zu Dr. Joachim Blass. Unser Französisch- und Italienisch-Lehrer. Blass, der umstrittenste Pädagoge des ganzen Gymnasiums. Die Mappe oder einen Stapel Bücher unter dem Arm, wieselte er mit gesenktem Blick durch die Gänge und schob dabei eine dunkle Wolke vor sich her, auf der in grossen Buchstaben «Gefahr!» stand. Wehe, jemand liess einen Fetzen Papier fallen. Dann schaute er zur fehlbaren Person hoch und schnappte giftige Worte durch seinen Bart, die schnell einmal im Terminus «Putzstrafe» endeten. Im Schulzimmer konnte er zum Despoten werden, der unverhofft mit dem Lineal zuschlug, wenn jemand nicht bei der Sache war. Ich erinnere mich an unzählige Prüfungen, bei denen der Notenschnitt der Klasse zwischen 2 und 3 pendelte, was bei den Schwächeren – wie mir – regelmässig zu Panik führte. Und da gab es die Kameradinnen, die er mit seinen kühl hervorgebrachten, aber dafür um so emotionsgeladeneren Kommentaren zum Weinen brachte. Der ärmste war aber K. P., ein ebenso liebenswürdiger wie wehrloser Kollege. K.P. war noch schlechter als ich und musste deswegen immer wieder den gnadenlosen Spott des Lehrers erdulden. Und wenn er ein unregelmässiges Verb zum wiederholten Mal nicht beherrschte, erhielt er im Takt zu jeder konjugierten Form einen Boxhieb in den Oberarm.

All diese Erinnerungen wärmten N. und ich auf, in einer Tonlage wie frustrierte Angestellte, die in der Rauchpause über ihren Chef herziehen, aber es nie auf eine Auseinandersetzung ankommen lassen. Wir hatten gelitten, und es hatte nur einen Weg gegeben, um Blass loszuwerden: möglichst schnell die Matur zu machen.

Dabei verdrängten wir grosszügig, dass Blass auch eine ganz andere Seite hatte. Er war mit Abstand der leidenschaftlichste und engagierteste Lehrer unserer Schule. Seine Stunden waren spannend. Er war gebildet und blieb keine Antwort schuldig. Er konnte lachen. Abgesehen davon war er unglaublich talentiert. Er spielte Klavier auf Konzertniveau, er zeichnete gut, er war bei Maturreisen nach Italien ein herausragender Fremdenführer, und wenn er, der Südschweizer, ganze Klassen in sein Haus im Calancatal einlud, dann hatte er die Herzen auf seiner Seite.

Blass war ein Mensch, der polarisierte. Niemand konnte sich ihm entziehen. Entweder war man für ihn, oder man war gegen ihn. Dazwischen gab es nichts.

Der Zug näherte sich Küsnacht, als sich N. vorbeugte und die Stimme senkte. Sie habe ein Gerücht gehört, sagte sie. Sie schwieg einen Moment und überliess mich meiner Neugier, dann holte sie aus: Blass habe eines Tages doch noch die Quittung für sein Verhalten bekommen. Zwanzig Jahre nach uns sei er von einigen unserer Nachfolger gepackt und in einen Abfallcontainer gesperrt worden. Aus Wut. Aus Verzweiflung. Die Schüler hätten den Deckel zugemacht und seien davongegangen. Das Ereignis habe Blass gebrochen. Er habe sich kurz darauf pensionieren lassen, und die Schüler seien, wenige Monate vor der Matur, vom Gymnasium geflogen.

Wir schwiegen beide. Eine Generation nach uns hatte sich also endlich getraut, wovon wir nur geträumt hatten: Rache zu nehmen und ihm seine gesammelten Untaten ein für alle Mal heimzuzahlen. Ich schaute aus dem Fenster auf den vorbeiziehenden Zürichsee und wusste nicht, was ich denken sollte. Die erste Reaktion war Schadenfreude. Offenbar hatte sich Blass über all die Jahre nicht geändert, ja sogar noch zugelegt, sodass es nun zur Eskalation gekommen war. Aber hinter der Schadenfreude machte sich schnell ein stärkeres Gefühl bemerkbar. Wenn die Sache mit dem Abfallcontainer sich wirklich ereignet hatte, hatte nicht nur unsere so bewusst humanistisch ausgerichtete Schule versagt. Dann hatten alle versagt und Schuld auf sich geladen: die Täter, das Opfer, das gesamte System – aber auch wir, die Ehemaligen, die nicht schon früher genug laut und vehement gegen ihn opponiert hatten.

Am Hauptbahnhof stieg N. aus. Wann würden wir uns das nächste Mal sehen? Wahrscheinlich an einer Klassenzusammenkunft – Gelegenheit, wieder über Blass zu sprechen.

Die Geschichte mit dem Container liess mir keine Ruhe. Einen Menschen wie Abfall zu behandeln, war unvorstellbar, und je länger ich darüber nachdachte, desto mehr sträubte sich alles in mir. Ich hatte Blass nie gemocht, aber das ging zu weit. Eine solche Erniedrigung darf man keinem Menschen zufügen; davon gibt es keine Heilung.

Eines Tages, es war inzwischen März geworden, rief ich Blass an, erzählte ihm vom Gerücht und sagte ihm, ich wolle ihn über seine Zeit an unserer Schule interviewen: Niemand sei so umstritten gewesen wie er. Noch heute sei er für die Ehemaligen ein Thema. Ob er sich das erklären könne? Anfänglich skeptisch und ablehnend, willigte er schliesslich – unter Bedingungen – ein, und so bereitete ich mich darauf vor, nach über dreissig Jahren endlich die Ereignisse von damals mit ihm zu diskutieren.

Vor dem Interview tat ich zwei Dinge. Eines abends ging ich in die Zürcher Tonhalle, wo Blass als Amateursolist auftrat. Er spielte Mozart. In der vierten Reihe, quasi in Tuchfühlung, sass ich da und wartete mit Herzklopfen darauf, ihn nach all diesen Jahren zum

ersten Mal wieder zu sehen. Und da kam er schon, zusammen mit dem Dirigenten: der Bart weiss geworden, aber immer noch der gleiche Gegenwind-Gang, die gleichen grünen Adleraugen. Er verbeugte sich, rückte Stuhl, Krawatte und Brille zurecht und begann. Warf er sich früher ob unserem Unvermögen in theatralischer Verzweiflung auf sein Pult und streckte die Hände im verzweifelten Stossgebet gen Himmel, so lehnte er sich nun mit ebenso grosser Geste über die Tastatur, wie wenn er den Flügel umarmen wollte. Er schaute seinen Fingern nach, als sei er erstaunt über deren Geschwindigkeit, und er schüttelte überdeutlich den Kopf, wenn dem Orchester – oder ihm? – etwas nicht nach Wunsch gelang. Alle sollten sein Urteil sehen. Für den Applaus stellte er sich dann an den Bühnenrand und nahm die Huldigungen mit ausgebreiteten Armen entgegen, gleichzeitig lachend wie den Tränen nahe. Er wusste, dass er gut gespielt hatte, ja sehr gut, aber er konnte es kaum glauben: All diese Begeisterung galt ihm! Er war gerührt und verbarg es nicht.

Als er sich nach dem Auftritt unters Publikum mischte und sich feiern liess, ging ich auf ihn zu. Ich ertappte mich, wie ich ihm beide Hände entgegenstreckte. Eine spontane Reaktion. Offenbar freute ich mich, ihn zu sehen, ja, ich schien geradezu begeistert zu sein. Weshalb? Woher diese plötzliche Rührung? Das hatte ich nicht erwartet. Schliesslich wollte ich ihm doch meine Meinung sagen.

Ebenfalls zur Vorbereitung auf das Interview startete ich eine Umfrage bei meinen ehemaligen Klassenkameraden. Ich bat sie um Erinnerungen. Ich wollte wissen, ob Blass auch für sie noch ein Thema war. Oder hatten sie vergeben und vergessen?

Die Reaktionen kamen schnell, zahlreich und heftig. So heftig, dass meine eigenen Erinnerungen daneben völlig belanglos schienen. Weil Blass polarisierte, gab es einige sehr positiver Rückmeldungen; doch die negativen überwogen bei weitem. So schrieb Blass' Kritiker G.A.: «Blass wusste genau, wer wo schwach war. Er verspürte in unverblümt sadistischer Weise Lust, sich das Unvermögen einzelner Schüler stets aufs Neue vorzuführen zu lassen. Wie ein kleiner, schäbiger Dompteur, der seine Tanzbären immer und immer wieder die gleichen Übungen zeigen lässt.» S.M. meint: «Herr Blass verpasste besonders gerne uns Frauen mit der Faust einen kräftigen Schlag in die Muskeln des Oberarms, dies, nachdem wir uns irgend etwas zu Schulden hatten kommen lassen. Zwar stellte er uns noch vor die Wahl – <Willsch e Schtund go putze oder en Box?> – , aber noch bevor wir reagieren konnten, fassten wir schon den kräftigen und schmerzhaften Schlag.» R.J. äussert sich so: «Ich weiss nicht, ob sie ihn am Ende in einen Container gesteckt haben oder nicht. Ich halte das aber absolut für möglich. Und eigentlich ist dies das Entscheidende: Alle halten es für möglich. Also ist es wahr.» Und G.F.: «Blass war der Inbegriff eines Napoleons, der völlig egozentrisch einen Unterrichtsstil aus dem 19. Jahrhundert pflegte, ohne jeglichen Respekt vor den Schülern. Diese Figur kommt mir als menschlich unfähigster Lehrer meiner Zeit immer wieder in den Sinn.»

Aber auch die Pro-Blass-Fraktion legte sich ins Zeug. «Blass führte mich aus einer persönlichen Krise, dafür bin ich ihm noch heute zu tiefst dankbar. Er nahm sich Zeit, um sich mit mir auseinanderzusetzen, und er gab nicht auf, bis ich wieder Tritt gefunden hatte», erinnert sich M.G. «Er war ein genialer Pädagoge. Bei ihm lernte man nicht nur für die Stunde, sondern fürs Leben. Noch heute kann ich einen Brief auf französisch verfassen», schreibt S.K. «Nie jemand vor ihm und nie jemand nach ihm hat mir die Kulturgeschichte Italiens auf so faszinierende Weise nahe gebracht wie Blass», sagt K.L. «Seine Stunden sind unvergesslich. Ich denke oft an ihn und diese Zeit zurück. Er war Lehrer von ganzem Herzen und lebte für seine Sache,» hält M.B. fest.

An einem Apriltag stapfte ich dann durch dichten Schneeregen zu seinem Haus, gespannt wie auch verunsichert. Die sich in den letzten Monaten häufenden Meldungen über Gewaltausbrüche an Schulen verliehen dem Fragenkatalog in meiner Tasche eine grössere Dimension: Wie sah Blass diese Entwicklung? Er, der sich selbst vor physischen Übergriffen nicht scheute, musste zu den Stichworten Aggression, Disziplin und Angst viel zu sagen haben. Sah er in seinen Attacken eine pädagogisch sinnvolle Handlung? Waren seine Beleidigungen nichts als Ausdruck seiner Verzweiflung über unsere Blödsinnigkeit? Und wollte er mit seinen Strafen nur unserer Lernunfähigkeit begegnen?

Dann stand ich – wie als sein Schüler verinnerlicht – auf die Minute pünktlich vor seiner Haustür. Während ich auf die Klingel drückte, las ich den Doppelnamen auf dem Schild und erinnerte mich, wen er geheiratet hatte: eine ehemalige Schülerin. Blass war vielleicht ein schwieriger Lehrer gewesen. Aber wenn sich eine Schülerin in ihn verliebte und ihn auch heiratete: Konnte dieser Mensch dann auch ein schlechter Mensch sein?

Wir gingen in sein Wohnzimmer, im Hintergrund ein Flügel, auf dem er zwischendurch ein paar Takte spielen sollte. An den Wänden hingen einige seiner Skizzen, in den Gestellen standen Familienfotos. Obwohl Tag, waren die Rollläden auf einer Seite des Raums geschlossen. Blass servierte Tee, setzte sich hin und machte klar, unter welchen Bedingungen er zu Antworten bereit ist: Er will im Interview nicht mit der Kritik seiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen konfrontiert werden, und er will sich auch nicht gegenüber der Öffentlichkeit zum Thema Boxhiebe («Stösse» in seiner Diktion) rechtfertigen müssen. Blass sagte: «Ich habe Fehler gemacht. Das sehe ich heute ein, also bitte behaften Sie mich nicht darauf.» Und er machte auch gleich den Tarif klar: Sollte ich diese Bedingungen nicht akzeptieren, werde er mein Aufnahmegerät «in den Tee werfen»; zudem gebe es Streit mit seiner Frau: «Die sagt dann: ‚Sie Sauhund, Sie haben meinen Mann fertig gemacht‘.»

Dann war er bereit.

*

Als Schüler habe sich Sie nie gemocht. Einer der Hauptgründe: Sie warfen mich aus dem Freifach Italienisch, mit der Note «-3», also «minus Drei». Eine Note, die es gar nicht gibt. Ich weiss noch, wie Sie mich vor die Türe des Klassenzimmers zitierten und mir sagten, ich solle nicht mehr kommen. Ich fühlte mich als totalen Versager.

Mit dieser Note wollte ich Ihnen deutlich machen, dass Ihr Einsatz und auch Ihre Leistung in diesem Freifach ungenügend waren, und zwar eindeutig. Ich hätte auch «minus hundert» sagen können. Ich traf Sie damit ungewollt scharf. Zu den wichtigen Erfahrungen im Leben gehört aber, dass jemand sagt: «So nicht!» In Ihrem Fall übernahm ich diese Aufgabe. Übrigens erstaunt es mich sehr, dass Sie bei einem Lehrer, den Sie nicht mochten, ein Freifach besuchten. Können Sie mir das erklären?

Weil man bei Ihnen etwas lernte. Das ist unbestritten.

Danke! Als Lehrer habe ich den Anspruch, dass sich die Schüler in einem Freifach ebenso einsetzen wie in anderen Fächern. Sie, Herr Schmidt, kamen freiwillig, aber waren offenbar nicht gewillt, den nötigen Einsatz zu zeigen. Ich aber setzte mich ein wie in allen anderen Fächern. Deshalb behielt ich mir vor, allzu schlechte Schüler vom Unterricht auszuschliessen. Dieses Vorgehen finde ich heute noch richtig. Aber weshalb haben Sie sich nicht bei der Schulleitung beklagt? Weshalb haben Sie keinen Lehrerwechsel verlangt? Sie kommen nun nach 35 Jahren mit diesen Vorwürfen.

Ich komme jetzt damit, weil ich festgestellt habe, dass Sie bei der Mehrheit meiner Klasse zwiespältig in Erinnerung geblieben sind. Sie sind und bleiben ein Thema. Wir hatten Angst vor Ihnen. Sie kanzelten uns ab. Sie verteilten Strafen, die völlig unbegründet waren – zumindest aus unserer Sicht.

Ich bezweifle die Richtigkeit Ihres Nachsatzes. Kein Schüler erträgt auf die Länge unbegründete Strafen, er reklamiert eher schon bei der ersten ungerechtfertigten Strafe. Und die Schulleitung würde einen Lehrer, der willkürlich straft, sofort zur Rechenschaft ziehen. Aber ich verstehe Ihre Angst. Ich lebe auch in ständiger Angst, vor der Polizei. Weil ich manchmal zu schnell fahre oder falsch parkiere. Wissen Sie, was mir jemand geraten hat? «Halten Sie sich an die Verkehrsregeln.» Inzwischen befolge ich den Rat und bin dankbar, dass die Polizisten ihre nützliche und unbequeme Arbeit erfüllen. Voraussetzung ist natürlich, dass die Strafordnung gerecht ist. An unserer Schule wurde sie in regelmässigen Abständen diskutiert, und sie war immer ein heikles Thema. Die Schwierigkeit bestand darin, ein vernünftiges Mass einzuhalten.

Da hatten wir offenbar verschiedene Auffassungen – Sie und wir.

Rechtsgelehrte, Philosophen, Richter und einfache Bürger – alle suchen nach der richtigen Strafe und dem richtigen Mass. Aber ist je jemand fündig geworden? Meine Meinung ist: Art und Mass der Strafe sollten von der betroffenen Person als gerechtfertigt emp-

funden werden, ja im Idealfall sogar als gerecht. In der Schule anerkennen die Schüler die dort geltenden Normen. Das heisst zum Beispiel, dass mit einer Stunde Putzen bestraft wird, wer drei Mal zu spät zum Unterricht kommt. Und Putzen muss auch, wer in den Gängen achtlos Getränke ausleert oder Abfälle liegen lässt. Die Haltung «Für das ist die Putzfrau da!» war mir unerträglich. Wo es möglich war, versuchte ich die Methode des «contrappasso» anzuwenden, wie Dante in der Divina Commedia.

Bitte?

Sehen Sie, Sie haben meinen Italienischunterricht verpasst. Der «contrappasso» ist ein Rechtsprinzip. Es besagt, dass zwischen der Strafe und dem Vergehen eine Beziehung oder Ähnlichkeit besteht – und zwar in dem Sinne, dass die Bestrafung für ein Vergehen entweder analog oder eben entgegengesetzt zum sündhaften Verhalten ausfällt. Boccaccio hat das Prinzip übernommen und gibt in der Novelle 23 seines «Decamerone» ein treffliches Beispiel: Die Protagonistin Elena hat ihren Verehrer Rinieri in einer kalten Winternacht fast erfrieren lassen. Dafür lässt Rinieri sie später in glühender Sonnenhitze beinahe verbrennen. Im Nachhinein geraten die beiden darüber in einen erbitterten Dialog, in dem es um Strafe und Rache versus Gnade und Menschlichkeit geht. Boccaccio lässt den Streit um die Prinzipien unentschieden ausgehen.

Das tönt nach moralisch und ethisch fundiertem Unterbau. Für uns war das anders. Wer die Korrekturen eines Ex nicht rechtzeitig vorlegen konnte, musste die ganze Prüfung drei Mal abschreiben. Wir sahen darin nichts anderes als Schikane.

Von mir aus gesehen nicht. Zuerst einmal sollte eine solche Massnahme den Schüler davor bewahren, erneut gegen eine Regel zu verstossen, und sie diene natürlich auch meinem Selbstschutz. Bedenken Sie, dass ich damals sieben Klassen nebeneinander betreute, also über das Normalpensum hinaus eingesetzt wurde. Bei den oberen Klassen war ich auch Klassenlehrer, organisierte selber die Maturreisen und Exkursionen und hatte zudem Verantwortung in anderen Bereichen der Schule. Bei dieser Belastung war es zwingend, dass ich die Lehrtätigkeit reibungslos ausüben konnte. Mit der Androhung des Abschreibens erreichte ich, dass die Korrekturen termingerecht eintrafen. Ich glaube nicht, dass viele Schüler ein Ex drei Mal abschreiben mussten. Auch der Hinterste merkte schnell, dass es sich lohnte, die Arbeit in zehn Minuten zu erledigen anstatt den Termin zu verpassen und eine halbe Stunde zu opfern. Die Massnahme sollte den Schüler wenn möglich auch noch fördern und zudem auf das zukünftige Berufsleben vorbereiten.

Förderung durch Strafe? Das widerspricht sich doch. Ich glaube nicht, dass wir auf diese Weise profitierten. Das einzige, was Sie damit erzielten, war ein zunehmender Unwille gegen Sie.

Das sehen Sie so. Ich sagte, «wenn möglich» sollte die Massnahme auch noch fördern. Ein Beispiel: Einmal verknurrte ich einen Schüler dazu, zehn Verse von Racine auswen-

dig zu lernen. Am nächsten Tag kam er und sagte: «Herr Doktor» – damals wurde ich noch so angesprochen –, «ich habe eine halbe Stunde lang gelernt, kann aber nur drei Verse. Auswendiglernen fällt mir schwer.» Ich akzeptierte das und kam für mich zum Schluss, dass zehn Verse zu viel waren. Eine gute Schülerin versties später gegen eine Anordnung. Einsichtig geworden, trug ich ihr als Strafmass nur drei Verse auf. Doch die Schülerin rezitierte dann nicht nur drei, auch nicht fünf, sondern zehn Verse. Sie hatte freiwillig mehr gelernt, weil ihr der Text so gut gefallen hatte.

Und inwiefern glaubten Sie dadurch, uns auf das Berufsleben vorzubereiten?

Ich hatte von meinem Vater gelernt, dass ein Anwalt Termine unbedingt einhalten muss. Ein verpasster Termin kann zum Beispiel den Gewinn eines Prozesses gefährden. Das hatte mich sehr beeindruckt. Diese Feststellung betrifft eigentlich alle Berufe. Und überhaupt: Ich wollte euch nicht nur Fachkenntnisse beibringen.

Wenn Sie so ein guter Mensch waren und uns nur zu unserem eigenen Besten bestrafen – wie erklären Sie sich dann Ihre Unbeliebtheit?

Ich habe nicht gesagt, ich sei ein guter Mensch. Ich finde es selbstverständlich, dass es Schüler gibt, die mich in negativer Erinnerung haben, und es freut mich, dass andere gegenteiliger Meinung sind. Dass in Ihrer Klasse sogar eine Mehrheit mich ablehnte, kann ich sehr wohl nachvollziehen. Ihr wart notenmässig absolut unterdurchschnittlich und habt an der Matur einen der tiefsten Notendurchschnitte aller Jahrgänge erzielt. Häufig besteht ein Zusammenhang zwischen der Sympathie für einen Lehrer und dem Erfolg im entsprechenden Fach – und umgekehrt.

Das war nicht die Frage. Ich glaube nicht, dass nur schlechte Schüler wie ich Sie nicht mochten. Da steckt mehr dahinter. Können Sie das nachvollziehen?

Selbstverständlich. Es scheint, dass ich provoziere und die Menschen herausfordere: Ich sage, was ich denke. Gewiss konnte es vorkommen, dass ich eure sachlichen Fehler mit Bemerkungen kommentierte, die euch trafen. Dabei wollte ich nur Anspornen im Sinne von: «Jetzt Gopfriedstutz, mach mal etwas!» Das kam dann vielleicht negativ an; auch ein Lehrer ist oft ungeschickt.

Es war mehr als ungeschickt und negativ; es war teils zutiefst verletzend.

Wenn dem so war, so bedaure ich das sehr. Vielen Lehrern geht entweder ein guter oder ein schlechter Ruf voraus. Es ist aber schwierig zu sagen, worauf diese Qualifikation beruht und wie verlässlich sie ist. Der Ruf basiert ja ausschliesslich auf den begeisterten oder vernichtenden Beurteilungen von Schülern sowie auf Gerüchten und Legenden. Sie wissen wohl selbst, wie gerne Schüler sich Schauergeschichten erzählen. Oft fehlen solchen Beurteilungen objektive Kriterien, zudem sind die Kommentare absolut. Was ich selbst über andere Kollegen gehört habe, sei es von meinen eigenen Schülern oder auch

von meinen eigenen Söhnen, lässt an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig. Da werden Lehrer ohne grosses Wenn und Aber als «Lölis» charakterisiert, oder gar als «Psychopathen». Ich hoffe, man wird da mit zunehmendem Alter etwas vorsichtiger und weniger kategorisch. Es gab und gibt immer Lehrer, die gefürchtet und nicht beliebt sind. Wichtig ist aber, dass man untersucht, aus welchen Gründen. Es ist doch möglich, dass sich ein Lehrer gar nicht bei allen Schülern beliebt machen will.

Es ist also normal, dass Lehrer polarisieren?

Gewiss. Aber solche Feststellungen sind gefährlich, sie sind zu allgemein. Sogar Langweiler können polarisieren, vor allem aber sind es Menschen, die eine ausgeprägte Persönlichkeit haben. Wenn ein strenger Lehrer auf eine widerspenstige Klasse trifft, steigt entsprechend das Risiko, dass er widersprüchliche Reaktionen provoziert. Gerade in Ihrer Klasse waren viele Schüler in einer schwierigen Phase. Liege ich falsch, wenn ich von einer 68er Atmosphäre spreche?

Nein. Wir waren im Sandwich zwischen 1968 und 1980. Fünf Jahre vor unserer Matur gab es in Zürich mit dem so genannten Bunker das erste Autonome Zentrum, fünf Jahre nach unserer Matur lautete die Losung «Züri brännt». Wir hatten unsere Überzeugungen, oder zumindest unsere Ideen. – Sind Sie Lehrer aus Überzeugung geworden?

Ja.

Mit einem pädagogischen Credo?

Nein. Dieser Ausdruck ist für einen Anfänger, wie ich es damals war, zu hoch gegriffen. Aber ein Ziel hatte ich von der ersten Stunde an: Die Schüler sollten bei mir nicht nur etwas lernen, sie sollten sich auch möglichst wenig langweilen.

Was waren wir Schüler für Sie? Was sahen Sie in uns?

Ihr wart meine Mitarbeiter, und ich hatte die Verantwortung, euch zur Pflichterfüllung anzuhalten. Deshalb versuchte ich euch – und mich – dazu zu bringen, in der Schule vollen Einsatz zu zeigen, vielleicht sogar mit etwas Glück ein gutes Beispiel zu geben. Man sollte euch später vertrauen und sich auf euch verlassen können.

Das war schwierig bei der aufsässigen, pubertierenden Masse, die Ihnen da gegenüber sass.

Ich glaube, Schüler ziehen letztlich Lehrer vor, die spannende Lektionen halten und klare pädagogische Vorstellungen haben – und nehmen es in Kauf, dass sie sich womöglich manchmal ärgern müssen. Ich habe euch manchmal bewusst mit einem extremen Standpunkt gereizt, damit es etwas zu diskutieren gab. Ich wusste, dass euch das ärgerte und zum Widerspruch provozierte. Dann sagte ich: «Halt halt, die Antwort nur en

français», und dann wurde aus lauter Verzweiflung endlich französisch gesprochen! Das entpuppte sich als gute didaktische Methode.

Verzweiflung als didaktische Methode?

Ja. Wobei ich mit Verzweiflung jenen unbezwingbaren Drang meine, der sogar die schweigsamsten Schüler zum Reden bringt. Auch ich bin noch Schüler – ich nehme Klavierstunden – und sehe mich manchmal mit fast unerfüllbaren Herausforderungen konfrontiert. Kürzlich sagte mir die Lehrerin: «Blass, diesen Liszt kriegen Sie nie hin!» Darauf kann man auf zwei Arten reagieren. Entweder man bockt, oder man denkt: Warte nur, Lehrerin, das gelingt mir. Ich ging nach Hause und übte, bis ich die Stelle beherrschte. Aber dann reklamierte sie, weil ich das Pedal vergessen hatte. Worauf ich antwortete: «Vielleicht könnten Sie mir auch einmal etwas Nettes sagen!»

Halten Sie körperliche Strafen für angebracht?

Unter Körperstrafe verstehe ich eine Strafe, die von einem Richter ausgesprochen und anschliessend an der verurteilten Person ausgeführt wird. Zum Beispiel 50 Schläge auf die nackten Fusssohlen. In zivilisierten Gesellschaften gibt es solche Urteile nicht mehr. Anders verhält es sich im Bereich Familie oder auch in der Schule. Wenn eine Mutter das endlose Geplärr ihres geliebten Kindes nicht mehr aushält und ihr die Hand ausrutscht, dann handelt sie im Zorn. Es ist nicht so, dass sie die Strafe ankündigt, das Kind um fünf Uhr antreten lässt und es ohrfeigt. Zu einer solchen Strafe ist eine Mutter nicht fähig – eben so wenig ein Lehrer. Wenn es im Schulzimmer eine Ohrfeige gibt, dann ist das eine spontane Reaktion, und damit ist die Sache erledigt. Das hat nichts mit einer Körperstrafe zu tun, zu der man auf Befehl antraben muss.

Ohrfeigen sind also Mittel der Wahl?

Nein. Wir sind nicht mehr im letzten Jahrhundert. Im Schulzimmer darf es keinerlei Berührungen geben. Eine klare Lösung, die letztlich aber auch nicht ideal ist. Ohrfeigen betrachte ich ganz allgemein als verfehlt.

Gab es während Ihrer eigenen Schulzeit Lehrer, die schlugen?

Mein Primarlehrer. Er schlug mit dem Lineal auf die Finger, mich jedoch traf es nie. Dafür litt ich mit den anderen, und ich hatte Angst. Ich erfuhr erst später, dass ich sein Lieblingsschüler war und womöglich deshalb nicht bestraft wurde.

Ich weiss nicht, mit welchen Methoden man Schüler am besten zum Lernen bringt. Aber ich zweifle, ob es Ihre sind.

Zu Beginn des Gesprächs haben Sie eingeräumt, dass man bei mir etwas lernte, sogar in einem Freifach. Anschliessend liessen Sie mich wissen, ich hätte didaktisch versagt. Wenn ich diese Aussagen zusammenführe, dann heisst das nichts anderes, als dass mei-

ne schlechten Methoden zu einem guten Ergebnis führten! Aber ich will mich ganz allgemein äussern: Über welche Grundlagen sollte ein Lehrer verfügen? Dazu gehört natürlich die Methodik. Aber fast noch mehr wird ein gutes Resultat durch eine Lehrperson ermöglicht, die sich nicht nur durch Fachwissen, sondern ebenso sehr durch Phantasie, Originalität, Flexibilität, Humor und die Begeisterung für ihr Fach auszeichnet. Darüber hinaus gehört – wenn möglich – auch gegenseitige Zuneigung dazu. Nur so lässt sich meiner Meinung nach der Auftrag erfüllen, den ich als Lehrer habe: Ich muss meine Schüler zur Matur führen, und da ich der vorderste Mann der Gruppe bin, ist es an mir, den richtigen Weg zu finden. Und weil nur ich den Weg kenne, habe ich dafür zu sorgen, dass nach Möglichkeit niemand davon abkommt. Dazu braucht es Achtung und Respekt vor dem Vorgesetzten – und etwas Angst schwingt wohl auch mit. Glauben Sie nicht auch, dass dies die ideale Mischung ist, um das Ziel zu erreichen?

Ich habe prinzipiell nichts gegen Ihre Mischung. Was ich nicht gut finde, ist...

...dass ich zu streng war.

Ja.

Strenge ist für Sie offenbar ein absoluter Begriff; dabei forderte ich nichts als Anstand und Respekt. Ein Beispiel: Wenn ich ins Schulzimmer kam, dann hatten alle Schüler am Platz zu sein, und ich verlangte, dass sie aufstehen. Wenn man jemanden begrüsst, dann steht man auf. Das gehört sich so, und zudem erfolgte eine klare Zäsur zwischen Pause und Unterricht.

Das Thema Disziplin taucht in den von mir eingeholten Echos auf Sie auch nicht auf. Das ist nicht das Problem. Die Kritik zielt darauf, dass Sie ein Klima der Angst erzeugten.

Ich nehme zu Kenntnis, dass Sie das so empfinden. Es war schwierig, für jeden der 130 Schüler aus meinen sieben Klassen die ideale Reaktion und Behandlung zu finden. Sicher macht jeder Lehrer grosse Fehler und findet nicht den psychologisch besten Ansatz. Gerne bitte ich jene, die ich beleidigt oder denen ich ungerechtfertigt Angst gemacht habe, um Entschuldigung.

Sie nutzten Ihre Macht, um sich durchzusetzen.

Ich hatte nie das Gefühl, mich durchsetzen zu müssen.

Sondern?

Man sagt, ich sei temperamentvoll. Mein Grossvater stammt aus dem Calancatal, meine Grossmutter kam aus einer italienischen Grafenfamilie. Mit einer solchen Herkunft hat man Temperament, lebt es und drückt es manchmal auch körperlich aus. Das ist überhaupt nicht böse gemeint, das sind spontane, emotionale Reaktionen. Übrigens haben mich viele meiner Schüler und Schülerinnen besser verstehen gelernt, nachdem ich sie

ins Calancatal eingeladen hatte. Das erlaubte eine Form von Beziehung aufzubauen, wie es im Schulzimmer nie möglich ist. Plötzlich wächst das gegenseitige Verständnis, und zwar auf beiden Seiten. In einem Rückblick auf einen Besuch im Calancatal schrieb eine Schülerin einmal: «Das Tal wurde immer enger und Herr Blass immer fröhlicher.» – Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ja, wenn es mir wichtig war, setzte ich mich durch. Von einem Schulbetrieb, in dem keine Ordnung herrscht, halte ich nicht viel.

Ihr Beispiel zeigt, dass Lehrer mehr prägen als ihnen bewusst ist.

Da haben Sie gewiss recht. Aber ein Lehrer will sicher nicht schaden. Das ist klar. Vielleicht passiert es halt manchmal doch. Als ich kürzlich zum 30. Jahrestag einer Maturfeier eingeladen war, kam eine ehemalige Schülerin zu mir und liess mich wissen, dass sie mich noch heute «voll daneben» finde. Ich fühlte mich nicht betroffen; denn es kommt ganz darauf an, wer so urteilt. Andere erinnerten sich dafür in positivem Sinn, auf gerade zu berührende Weise. – Was mich ganz grundsätzlich erstaunt, ist, dass ich für euch immer noch ein Thema bin.

Das ist also unser Problem.

Ja. Fragen Sie einen Psychologen!

Sie trafen auf Menschen in der Adoleszenz, eine sensible Zeit. Wir bewegten uns in der Grauzone zwischen Pubertät und Erwachsensein. Um es mit einem Begriff aus der Entwicklungspsychologie zu sagen: Wir waren daran, unser Selbstkonzept zu bilden. Vor allem die Frauen störten sich an Ihnen.

So? Wie erklären Sie dann die Tatsache, dass es in jenen Klassen, die nicht Englisch als Maturfach belegten, sondern bei Blass auf Italienisch abschliessen wollten, 70 Prozent Frauen hatte? 70 Prozent! Damals waren das übrigens noch Mädchen, keine Frauen. Diese Frauen unterrichtete ich oft während der ganzen Schulzeit, also 6 ½ Jahre. Gemäss Ihrer Behauptung müssten das alles Masochistinnen sein. Haben Sie sich auch einmal überlegt, wie es der anderen Seite ergeht? Es gilt die Regel: Audiatur... Wie geht es weiter?

Ich weiss nicht.

... et altera pars. Hör auch die andere Seite an. Das ist grundlegend im Leben. Es geht hier um das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerinnen, zwischen Mann und Frau. Wie soll sich der Lehrer verhalten, wenn er merkt, dass er eine Schülerin besonders gut mag? Und wie, wenn er merkt, dass sie ihn auch mag? Soll er sie bevorzugen? Soll er sie strenger beurteilen, damit ihm keine Schwäche vorgeworfen werden kann? Um es auf den Punkt zu bringen: Ich habe mich immer bemüht, alle gleich und gerecht zu behandeln.

In meiner Erinnerung war der Notendruck sehr hoch. Sie erzwangen sich auf diese Weise Respekt.

Nein. Strenge Noten sind nur möglich, wenn die Schülerschaft sie akzeptiert und das Vorgehen des Lehrers auch bei der Schulleitung Rückhalt findet. Das wiederum setzt voraus, dass der Lehrer und seine Autorität anerkannt werden. Respekt lässt sich nicht mit einer strenger Benotung erzwingen. Es ist umgekehrt. Ohne Respekt lässt sich eine strenge Bewertung nie durchsetzen. Heute wird mir aber immer mehr bewusst, wie schwierig eine richtige, korrekte und faire Bewertung mittels Noten ist.

Eine späte Einsicht.

Ich hatte sie schon damals, aber wir konnten nicht anders, als mit Noten Leistungen zu bewerten. Ich kenne einen Lehrer, der aus Prinzip keine ungenügenden Noten gab. Ob er sich auf diese Weise beliebt machte? Bei den guten Schülern sicher nicht. Als eine meiner Maturklassen in Italienisch im Mittel mit 5,5 abschloss, fand ich das richtig. Die Bewertung der Expertin fiel dabei noch wohlwollender aus als meine, und sie pflichtete mir bei: Die Leistung der Klasse war herausragend. Was meinen Sie nun? Wollte ich mich mit diesen Noten durchsetzen, oder wollte ich mich beliebt machen? Ich bin sicher, dass Sie irgend etwas finden, das Sie daran aussetzen können.

Hatten Sie den Eindruck, dass wir Ihnen manchmal gezielt übel mitspielten?

Nein. Es gehört dazu, dass die Schülerschaft ihre Lehrer herausfordert, ja eigentlich ständig auf die Probe stellt. Ihre Klasse plagte mich nicht gezielt, befand sich allerdings in einer ausgeprägten Oppositionshaltung gegenüber den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen. Ich erinnere mich an eine Stunde, in der ich mit euch über unsere Beziehung sprechen wollte. Aber einige Schüler – ich weiss noch welche – wollten lieber über die exemplarischen zwischenmenschlichen Beziehungen in einem afrikanischen Stamm diskutieren und forderten mich damit heraus. Da blockte ich ab. Ich sagte: Ihr seid nicht schwarz, ihr gehört zu keinem Stamm, ihr könnt jeden Tag duschen – das lässt sich nicht auf uns übertragen. Abweichungen vom Thema liess ich nicht zu.

Wir entdeckten Afrika für uns. Wir protestierten gegen die Waffenlieferungen der Schweiz in Länder wie Nigeria; gleichzeitig favorisierten wir die quasi ursprünglichen Gesellschaftsformen, wie sie damals im ländlichen Raum Afrikas existierten. Das wollten wir in die Auseinandersetzung zwischen Ihnen und uns einbringen. Für uns hatte alles eine politische Komponente. Wir betrachteten solche Diskussionen als Teil der Bildung.

Natürlich. Ich unterrichtete französische Sprache und Literatur. Da können auch politische Themen auftauchen, aber eigentlich selten. Mein Unterricht war apolitisch, und ich auch. Dazu stand ich. Der Lehrer soll zeigen, was ihn wenig interessiert und wovon er nichts versteht. Er braucht darin Standhaftigkeit und muss das Risiko auf sich nehmen,

dass er sich damit unbeliebt macht. Machen Sie doch einmal dazu eine Umfrage: Wie viele Lehrpersonen haben diesen Mut? Wie viele trauen sich, neben Fachwissen auch noch eine eigene Haltung zu vertreten, die bei den Schülern vielleicht nicht gut ankommt, aber letztlich einem grösseren Ziel dient? Einem Ziel, das ihr damals noch nicht gesehen habt, aber das letztlich über Erfolg und Misserfolg im Leben entscheidet: Ihr solltet nicht nur gebildete, sondern auch vertrauenswürdige, achtsame und pflichtbewusste Menschen werden, die Verantwortung übernehmen können. Ich hoffe, dass ich euch auf diesem Weg gefördert habe. Das wäre ein Erfolg.

*

Als das Gespräch zu Ende war, schneite es nicht mehr, dafür war nun Nacht. Beim Abschied war die Stimmung zwischen Blass und mir gelöst, wir lachten, und ich ging geradezu erleichtert in die Dunkelheit; denn noch vor Beginn des Interviews hatte Blass das Gerücht mit dem Abfallcontainer dementiert. «Das wäre ja verrückt!» sagte er, als ich ihm den Hergang auseinandersetzte. Dann schwieg er einen Augenblick, dachte nach, entschied sich aber, nicht mehr weiter auf das Thema einzugehen.

Ich ging nach Hause und begann das Band abzuschreiben, nicht ahnend, dass das Gespräch noch ein unerwartetes Nachspiel haben würde. Blass sollte sich – meine eigenen Verzögerungen eingerechnet – über ein Jahr Zeit nehmen, bis er sein Placet zum Abdruck dieses Textes gab. Das Interview hatte nicht im April 2009, sondern im April 2008 statt gefunden. Nachdem er die erste Abschrift erhalten hatte, begann er ebenso hartnäckig wie ehrgeizig an seinen Aussagen zu feilen. Er fertigte Korrekturen der Korrekturen an und korrigierte auch diese wieder, bis sich seine anfängliche Verteidigungsrede in ein scharfzüngiges Plädoyer zur Rechtfertigung des eigenen Tuns verwandelt und er die Vorwürfe meiner Klasse als die Äusserungen von politisch verwirrten und fachlich versagenden Teenagern demontiert hatte.

Die letzten Änderungen nahm er Ende Mai 2009 vor. Gedacht als kurze Sitzung, um nur noch einige Punkte zu klären, artete das Treffen zur dreieinhalb stündigen Session aus, in deren Verlauf er den Text ein weiteres Mal von vorne bis hinten durchkämmte. Ich sass neben ihm mit dem Laptop, verdrehte (wenn er in bekannter Theatralik wieder einmal den Kopf auf den Tisch legte) die Augen und schrieb, was er diktierte.

Da war es wieder, das alte Machtverhältnis! Ich fühlte Wut, und ich fühlte mich in der Falle; denn Blass hatte als Treffpunkt für die Überarbeitung ausgerechnet seine ehemalige Wirkungsstätte vorgeschlagen: unser Gymnasium. Ohne viel zu überlegen, hatte ich eingewilligt. Auch wenn ich seine Haltung im Verlaufe der intensiven Auseinandersetzung besser zu verstehen gelernt hatte und er in einigen Punkten – in der Theorie, aber nicht in der praktischen Ausführung – wohl recht hatte, musste ich nun feststellen, dass sich zwischen ihm und mir nichts geändert hatte! Er war immer noch der Lehrer, und ich war

immer noch der Schüler. Er gab den Ton an, ich führte aus. Eine unangenehme Erkenntnis.

Den Widersinn der Situation komplett machte, dass Blass für das Gespräch ein Besprechungszimmer gewählt hatte, auf dessen Türe ein roter Zettel klebte. Von Hand geschrieben stand darauf: «Heute Aufnahmeprüfungen von 10 bis 12 Uhr.» Im Raum hing noch der Angstschweiss.